

**Ewald Geissler**

**Lehrgänge in deutscher Redekunst.<sup>1</sup>**

(1935)

Wer ein Menschenalter, durch dreißig Jahre, Vorlesungen und Übungen über deutsche Redekunst gehalten hat, hauptsächlich mit Studenten, doch oft auch mit älteren Männern und Frauen, mit Pfarrern, Lehrern, Wirtschaftsleuten und bunten Hörsälen, der sieht drei deutlich geschiedene Spannen. Das Vorkriegsdeutschland bis 1914, das Nachkriegsdeutschland bis 1933 und das neue Deutschland: das waren und sind drei Stellungen zur Redekunst.

1.

Im Vorkriegsdeutschland war am deutlichsten zu spüren, daß dieses Volk sowohl von Haus aus kein rednerisches Volk ist als auch durch seine Geschichte nicht dazu erzogen wurde. Länger als bei andern Völkern hat sein Erdengang nur die Redegattung gekannt, die über die Erde hinausweist. Die Predigt, die während des Mittelalters gleichmäßig das europäische Abendland beherrscht, ist in Deutschland bis zur Wende ins 19. Jahrhundert im Grunde die einzige echte Rede geblieben. Seit dem Humanismus ist freilich auch bei uns eine weltliche Schulrede daneben getreten; aber durch zwei Jahrhunderte sprach sie ein Latein, in dessen klassisch-fremder Starre, auch wenn sie durch unendliche Mühsal noch so eingelernt war, sich eine bluthafte Beredsamkeit nicht entfalten ließ. Als sie seit der Wende ins 18. Jahrhundert auch deutsch ward, konnte nichts als ein akademischer Vortrag aus ihr entstehen. Und daß dann dieser Vortrag für die volkerregendste Redegattung, für die politische, der Vater oder mindestens eine Art Paternoheim geworden ist, hat unser rednerisches Antlitz bis zum Weltkrieg bestimmt. Schon Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ haben ihren ergreifenden Zug darin, daß sie noch ganz den Ton des metaphysischen Kollegiums wahren; wenn sie im Hineinrecken in einen ganz anderen Bereich mit einer gewissen erhabenen Schwerfälligkeit umso großartiger hinreißen, so ist das die Persönlichkeit ihres Sprechers. Wieviel Professorenreden, dem Stand oder doch der inneren Haltung nach, durchziehen noch die Paulskirche von 1848! Ein Stil, allzu gebildet, mit poetischen Blümlein oder gelahrten Begriffswendungen durchsetzt und von verdächtig literarischem, ja kathederschaftem Ursprung, kennzeichnet die ganze Volks-

---

<sup>1</sup> Deutsche Akademie. Mitteilungen Heft 2, 1935, S. 360-373 – Zu Geissler s. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrGeissler.pdf>

ferne des nunmehr einziehenden Parlamentarismus, auch und gerade auf seiner linken und marxistischen, auf der angeblich volkvertretenden Seite. Der große Gegenspieler, der Wirklichkeitsmensch Bismarck mit seiner anschauungsfrohen Unmittelbarkeit, machte rednerisch keine Schule. Denn nach ihm kennzeichnet den Wilhelminismus die Festrede. Sie ist, auch wo sie es zu sein glaubt, nicht eigentlich eine politische, sondern eine Schmuckrede, aus dem antik humanistischen Bestande: einem Sichsonnen in dem, was Väter errungen, fehlt der rednerische Atem, der Antrieb auf ein Ziel. Den Nachgeborenen ziemt es nicht, darüber nur zu spötteln; denn hinter dem Gleißeln stand das alte Deutschland des schaffenden Wagemuts, und in dem Stolz, nach jahrhundertelanger Hofwohnung endlich - gleich glücklicheren Nachbarn rundum - einmal mit ins Vorderhaus der Geschichte gezogen zu sein, lag menschlich auch etwas Rührendes. Das Mißverhältnis war nur, daß der spät entfesselten Kraft das stilllose Zeitalter keine Form bot, in der sie sich überzeugend darstellen konnte. Das wahrhaft Feierwürdige jenes Geschlechts kam ungenügend zur Erscheinung, nicht weil es selber nicht da war, sondern weil Gestaltungsohnmacht nur zu Fassade und Phrase reichte.

Das spürte gerade, wer damals an einer deutschen Universität Redekunst trieb. Freiberufliche „Kollegen“, die in Zeitungsanzeigen ihre teuren „Fernkurse“ marktschreierisch anpriesen („Werden Sie Redner! Lernen sie groß und frei reden!“), rechtfertigten in peinlicher Weise die Abneigung, auf die er stieß. Es lag soviel unechtes Pathos in der Luft, daß man zum echten keinen Mut mehr hatte, gern Sachlichkeit mit Trockenheit verwechselte und die Leidenschaft als „nicht objektiv“ ablehnte. Vor allem natürlich an der Stätte der Wissenschaft. Das Gefühl dafür, daß gehegte Wortkunst ein nationales Ausdrucksamt hat, fehlte daher am meisten gerade an der obersten Bildungsstätte! Die gelehrten Professoren ließen den, der um diese sprachliche Volkwerdung rang, bestenfalls im universitätlichen Troß mitlaufen, zwischen Reit- und Tanzlehrer. Seine Dienstbezeichnung lautete „Lektor für Vortragskunst“: eine Art Frisör des Geistes. Frisör ist ein männlich nicht ganz voll genommener Beruf, und der Geist, der sich ohne den Friseur kämmte, kam sich immer noch als Geist, vielleicht erst recht als „Geist“ vor. Daß Wort Wesen ist, war noch nicht begriffen; man nahm es als äußeres Werkzeug, das ein bißchen zu putzen oder zu schmücken zu den „schönen Künsten“ gehörte. Wie wenig man es als Zwang fühlte, zeigte namentlich bei den Studentenübungen die ewige Verlegenheitssuche nach dem „passenden Thema“. Der Lehrende mußte froh sein über jeden Teilnehmer, der mit einer einzelhaften Liebhaberei aufwartete oder auch nur auf einem Streckenpferdchen getrabt kam. Die jungen Leute, umhegt von einem anscheinend völlig gesicherten Reichsbau und oft auch Vaterhaus, hatten nicht genug Fragen unmittelbar auf der See-

le brennen. Gar ein allgemein Verbindliches, das zum Wort rief oder schrie - wo war es? So mußte für die Streitgespräche immer wieder die Duellfrage, allenfalls die Alkoholfrage heran.

Dasselbe Jugendgeschlecht, das das heilige Tatopfer von Langemark zu bringen vermochte, hatte sein denkendes Wort zu wenig um das eigene Volksschicksal kreisen lassen. Politische Themen galten in allen Lehrgängen als anstößig; im ärgerlichen Gezänk der Parteien war „politisch Lied ein garstig Lied“ geworden, wie im tiefsten 18. Jahrhundert. Dem Gebildeten, vielfach gerade dem echten, erschien Politik als Zunftangelegenheit nicht sonderlich hochgeachteter Fachleute, als grobe Berechnung auf Massenfäng, die dem Geschmackvollen die Hände beschmutze, und als beschränkende Vergewaltigung des Persönlichen.

Es kam der Krieg. Die Folge alles Vorhergehenden mußte sein: er überrannte uns auch rednerisch in einem kaum zu begreifenden Ungerüstetsein des Geistes. Denn er ward ein Krieg nicht nur der Waffen sondern auch der Worte. Mit Trommelfeuer und Gasminen und allem Zudecken durch Masse, allem Durchtriebenen des Umbringens von drüben her. Der Zusammenhang beider Kampfweisen war natürlich ein Wechselwirken: doch wahrhaft verloren haben wir den Krieg der Worte lange, ehe wir - unbesiegt - den der Waffen aufgaben. Das Wechselgespräch der Völker hatte die Unterlegenheit deutscher Beredsamkeit ohne Erbarmen enthüllt. Gegen Poincaré und Lloyd George war Bethmann Hollweg gewiß rednerisch eine deutschere Erscheinung als sein Amtsvorgänger, der im Entente-Zivilisationssinn weltgeschmeidigere Bülow. Doch wie zähflüssig blieb seine Starre, sein Scheinklammern in eine bekennerrisch gemeinte Offenheit, die, undurchdacht in Bezug auf die Wirkung, nicht einmal zutraf. Eine Neutralitätsdefloration, die keine mehr war, in entscheidender Rede mit der Lösung begründen „Not kennt kein Gebot“, das war für die Welt, die den ehrlichen Nachdruck auf „Rot“ nicht hörte, ohne werbende Kraft. Ungeschult, wußten wir nicht, wie es rauschen muß, wenn ein Feldgeschrei schon der halbe Sieg sein soll; verspätet, dann wohl auch übereifrig, brachten wir darum nichts mehr zuwege gegen die unheimliche Großmacht, die, allzu deutsche unterschätzt, nun über uns herfiel: gegen die Großmacht des Schlagworts. „Freiheit der Meere“, „europäisches Gleichgewicht“, „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“: es waren wirklich nur Worte, und das Schlußdiktat, Machtausdruck der Sieger wie aller „Frieden“ der Welt seit je, ist über sie hinweggegangen. Doch die Worte haben mitgefochten und, eine Welt aufrufend, die Waffen unehrlich gemacht, zu einem Kreuzzug wider die Pest des Erdkreises. Des unrednerischen Deutschen liebste Erwidrerung, wenn er solch bunten Pfeil auf sich zufliegen sieht, ist diese: er setzt sich hin und schreibt ein dickes Buch. Und der schlägt

damit das kleine Wort wirklich tot - für den, der das Buch liest. Die Welt draußen liest es nicht, und das Wort fliegt weiter.

Gereichte es deutschem Wahrheitswillen zur Ehre, das Wort als bloßen Deckmantel nur ungeschickt zu lernen, und war es unser Stolz, uns mit der Seelenvergiftung der Boeschimpfwörter überhaupt nicht zu beflecken, so brauchten wir trotzdem nicht ohne jede Ahnung zu sein, daß es eine besondere politische Sprache gibt. Bismarcks Erkenntnis vom „Blut und Eisen“, Nietzsches „Willen zur Macht“ ständig im Munde zu führen, ist nicht rednerisch. Wer in die Welt nur ruft, daß neben diesen wirklichen Kräften der Weltgeschichte Worte vom „Recht“ der Völker nur Worte seien, macht es den anderen zu leicht, ihn vor Gericht zu zerrén: seht, er sagt es ja selbst, daß ihm Macht vor Recht geht. Französische und englische Politik, selbstverständlich durch Willen zur Macht getrieben und durch nichts anderes, bis hin zu Versailles, wußte doch zugleich um die Macht des Wortes. Wo England Völkern die Freiheit nahm, nahm es sie im Namen der Freiheit; wo es sich reich machte, verdiente es im Schatten religiöser Betätigung („Volkswirt mit Bäffchen“, sagte Taine), und wo es keine Gewalt über den Erdball trug, bekämpfte es den Militarismus. Von der Notwendigkeit dieser Masken des Worts ist es so überzeugt, daß es ihre Maskenhaftigkeit nicht einmal zugibt und sich, auch innerlich, dagegen abblenden kann. Und es wäre allzu deutsche, solche berühmte englische Verstockung kurzweg als Heuchelei abzutun: sie ist tiefer politischer Instinkt, ist die triebhafteste Überzeugung vom Berufesein des eigenen Volks, die der englischen Politikrede den unbeirrbareren und den großen Zug gibt.

Neben diesem Ausspielen des Wortes gegen die Wirklichkeit - Lüge als Kriegsmittel neben anderen, und alle im Kriege recht - steht französischer Beredsamkeit das Wort mehr neben der Wirklichkeit. In ästhetischem Glanz für sich, der so wenig wie bei Farbe und Ton fragen kann, ob sie wahr sind, schweben Rauschworte von lateinisch-heiliger Zivilisation, von „Freiheit“ und „Mekka der Erde“: eine Fähigkeit, sich an der belle phrase aufzutaumeln und dabei in eigener gloire selbst zu genießen, kann gleichfalls vergessen, welche handgreifliche und selbstsüchtige Ziele damit gedeckt und - erreicht werden. Italiens Schlagwort vom sacro egoismo klänge daneben fast ehrlich, wollte die Schmuckbeigabe sacro das bekennende Hauptwort nicht allzu durchsichtig fassadenrhetorisch übergießen.<sup>2</sup>

Der Deutsche aber verfällt all diesen Künsten verhängnisvoll leicht: gerade weil er sie selbst nicht hervorbringt. Denn wenn er durch sie hin nach der Wahrheit griff: nur da setzt sich im

---

<sup>2</sup> Fußnote im Original: Müller-Freienfels, Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur, 1922, S. 90ff

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Weltgeschehen Recht durch, wo Macht hinter ihm steht, so war ihm das kein gewalttätiges Hintrumpfen. Eher der schmerzliche Verzicht eines Erkennenden, und eine Sachlichkeit, die nach eigenem Vorteil zu wenig fragt. Denn daß die Schönworte gewinnlicher sind, hätte er allgemach sehen können. Aber wer kein Scheingold für Echtgold verkaufen kann, wird es um so argloser selbst dafür annehmen. So fanden die Lockrufe der vierzehn Punkte und der ganzen „höheren Kultur“ aus politischem Westen Ohren einer tumben Willigkeit, die die Schallmeienden selbst verblüffte. Versailles kam.

## 2.

Deutschland aber, nunmehr in der ersten Spanne des Nachkriegs, trat unter den Stern jener Stadt, in der seine, wie es hoffte, weltbeliebtesten Worte erklingen waren. Es meinte sich neu bauen zu können in der Dichterstadt Weimar. Sein Wortführer Thomas Mann (von dessen zwei Seelen damals die deutsche laut schwang) ließ am Kriegsende einen Abschnitt seiner „Betrachtungen eines Unpolitischen“ handeln von dem schweigenden Deutschland, das unter den Wortgüssen aus West, Süd und Nord seinen „stummen, unartikulierten Widerstand“ leistete. „Man darf nicht zweifeln, daß weniger der Widerstand selbst als seine Wortlosigkeit und Unartikuliertheit von der Zivilisation als barbarisch und haßerregend empfunden wurde. Die Formulierung, wie alle Form, wirkt gewinnend; sie vermag mit jeder Art von Willen schließlich zu versöhnen, wenn sie schön, generös, werbekräftig und klar programmatisch ist. Das Wort“ - heißt es mit reizvoller Ironie, vom Gefühl romanischer Wortläufigkeit her - „ist unentbehrlich, um Sympathie zu erwerben. Was nützt die riesenhafte Tapferkeit ohne das generöse Wort? ... Nur das Wort macht das Leben menschenwürdig. Humanität und menschliche Selbstachtung ist nach der eingeborenen und ewigen Überzeugung der römischen Zivilisation untrennbar mit Literatur verbunden“ („Literatur“ nicht als Dichtung in unserem Sinn, will sagen als Musik, sondern als geschliffene Schärfe, als Rhetorik). „Die literarische Humanität, das Erbe Roms, die klassische Vernunft, das generöse Wort, zu dem die generöse Geste gehört, die schöne, herzerhebende und menschenwürdige, die Schönheit und Würde des Menschen feiernde Phrase, die akademische Redekunst zu Ehren des Menschengeschlechtes - dies ist es, was im römischen Wesen das Leben lebenswert, was den Menschen zum Menschen macht.“<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Fußnote im Original: Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen, 1. Auflage S. 10

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Was hier den Deutschen hingestellt wurde, wenn auch mit schillernder Ironie, suchten sie sich nun eifrig anzueignen. Freilich wurde die Nachahmung, weil echtes Nachahmen unmöglich ist, verhängnisvoll nach der anderen Seite. Die Erfindung, die Frankreichs europäische Vorherrschaft verewigen sollte, die neue Völkerbunds-Mundart, nahm man lernbegierig wörtlich: deutsche Tugendlehrer zwecks Menschheitsbeglückung glaubten, aus bloßen Moralwendungen Staatsreden brauen zu können, und bewiesen doch nur abermals die Unreife unserer politischen Rede. Andererseits gab man sich innenpolitisch eine Verfassung, in der Wissen und Wollen des Rechten, um fruchtbar zu werden, noch eines Zusatzes bedurfte: der Kunst, einzu-leuchten. Und zwar nicht nur dem Erlesenen, der stoßbereit entscheidenden Minderheit, sondern jenen Vielen, die die Meisten sind. Es entstand jener üppigste Nährboden für hemmungslos wucherndes Rednertum, aus dem vor mehr als zweitausend Jahren die abendländische Rhetorik ihren Ursprung genommen hatte: im kleinen griechischen Stadtstaat war der Politiker einfach mit dem Redner zusammengefallen und hatte sich Wert und Fortkommen eines Menschen nach den Leistungen seiner Zunge bemessen. Jedem Parlamentarismus ist die nachdenkliche Frage Bismarcks gestellt, ob der Erzeuger der schönsten Schallwellen notwendig auch der beste Staatsmann sein müsse. Und in den Spartakuszeiten der Großstädte konnte man an mancher Straßenecke, wo sich um einen erregt Gebärdenden<sup>4</sup> im Nu ein gierig lauschender Menschenhaufen ballte wie Fliegen um einen Honigtropfen, die ganze unheimliche Gewalt geil losgelassener Wortverführung leibhaft vor sich sehen. Was Wunder, daß Bücher, die die ersehnte Kunst allen zu übermitteln versprochen, emporschossen wie Pilze im Sommerregen und daß der Redelehrer guten Markt hatte und stark gefragt war. Nie vorher noch nachher durfte der seine Weisheiten so schön rollen entfalten, namentlich, wenn es Rhetorenweisheiten waren, im Sinn eines Gorgias oder Protagoras. (Ohne daß man sie freilich mit griechischer Unbefangenheit als solche aussprechen durfte. Wenn eine Stadt, sagt Gorgias<sup>5</sup> bei Plato, eine Arzt sucht, und es bewirbt sich ein Arzt und ein Redner, so wird sich die Stadt selbstverständlich für den Redner entscheiden, weil dieser ihr einleuchtender als der Arzt dartin kann, daß er der Rechte ist. Und Protagoras erbiertet sich, mit seinen Worte das Kleine groß und das Große klein und die schwächere Seite zur stärkeren zu machen.) Wie man den Weg zum Erfolg und sogar zum Seelenfrieden in bloßer Geschicklichkeit des Psycho-technischen (notfalls Psycho-analytischen) suchte, so sah man auch in der Redekunst eine Technik, nichts weiter, eine Summe handlicher Regeln: den Mund so und so einstellen, die Akzente so und so setzen, die Teile so und so ordnen - wer diese Kunstgriffe richtig weiß,

---

<sup>4</sup> Gebärdenden < Gebärdelnden, *cj*.

<sup>5</sup> Gorgias < Georgias, *cj*

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

kann jedem jedes beibringen! Er muß sie nur mit der nötigen Schmissigkeit handhaben! Und wir erlebten Jüngelchen: in einem Alter, da unsereiner, wo Große sprachen, noch stumm aufnehmend in einer Ecke saß, leiteten sie Versammlungen mit einer Geschäftsordnungsläufigkeit wie ein ausgekochter alter Volksbote. Denn schon die Schule richtete daraufhin ab, von der Regierung mit Richtlinien und Preisen ausgestattet, im Sinn der französischen classe rhétorique und jener Disputierkunst, wie sie in Amerika bereits Heranswüchslinge treiben, als ein Boxen mit Worten, mit der angelsächsischen und schon griechisch vorgebildeten Meinung, daß notwendig Wahrheit herauskommt, wenn mehrere Mündler eine Zeitlang darüber hin- und herreden. So wurden deutsche Primaner geradezu ins Schlaglicht internationaler Wettparaden gestellt, mit einer Reise über den Ozean als winkendem Siegespreis. Redekunst ein Punktausrechnen nach Sportweise, jedenfalls ein Vergleich, „wers am besten kann“: da ist mittelmeerisch gefühlt, ist der griechische Agon, der einst Leibesübungen wie Rhetorik auf eine so nie wieder erreichte Höhe führte. Ein fortwährendes Sichmessen und Kränzeverteilen - „der erste zu sein vor den andern“ -: gestachelter Ehrgeiz als Auftrieb zur Höchstleistung!

Nicht als ob solche Schulungen für eine gewisse Schmeidigung nicht ganz dienlich sein könnten, auch und gerade unter schweren Deutschen! Jede Kunst enthält ja wirklich auch eine Technik, ein greifbares Handwerkertum, das unmittelbar gegeben und empfangen werden kann. Aber freilich, sie enthält zugleich noch etwas anderes, darin sie erst eigentlich atmet, ein Dahinter, das nicht gelehrt sondern höchstens geweckt werden kann. Eine Gleichartigkeit des Wesens in Lehrer wie Schüler wird damit zur Voraussetzung des Unterrichts. Mit ihm treten wir in die dritte Spanne.

### 3.

Dieses Wesen - ein volkverwurzeltes, Volksgemeinschaft wieder suchendes, Volkstaat neu erkämpfendes Wesen - war natürlich auch im leeren Getriebe des Zwischenreichs in der Tiefe da, gehütet von denen, die dafür brannten. Was ihm die Machtergreifung von 1933 brachte, war der Übertritt aus der Gegen- und Widerspruchsstellung in die Herrschaft und Gültigkeit. Und nun sucht es Verschüttetem neue Gehalt- und Gestaltwerdung zu geben.

Wollen wir die Redeschulung, der damit die Bahn frei wurde, würdigen, so haben wir als Zielweisung billigerweise nur das Stärkste zu nehmen. Wir haben auf den inneren Willen zu sehen. Daß in gärender Übergangszeit auch noch Schlacke von früher mitbrodelt, darf uns

nicht augentrüb machen für die grundsätzliche Wertung, die allem Menschlichen und so auch Rednerischen nun als alleinige Richte hingestellt ist.

Mehr, als was einer sagt, und erst recht, wie er es sagt, gilt, was er ist. Nicht ein Mehr oder Minder an „Talent“ entscheidet dies Rednertum, denn soviel Talent, um in den Bahnen unserer reichen Sprache kundzutun, was innen flammt, hat jeder. Die Hauptsache ist, daß etwas flammt und daß Zündkräfte über alle Widerstände weg zur Entladung drängen. Das war nie anders. Die Besonderheit des neuen Wesens aber ist durch dreierlei bestimmt. (Immer zuerst in der politischen Rede, die in Deutschlands Schicksalserschütterung den anderen Redearten vorausgeht und im Stil mehrfach auf sie abfährt - daher Redebetrachtung wie -schulung heute ebenso von ihr auszugehen hat, wie in Altgriechenland die gerichtliche und im früheren Deutschland die geistliche und dann die akademische Rede als führende Gattung zu würdigen ist.)

Erstens sucht das rings in aller Breite erwachte Volksgefühl sich selbst minder dort, wo Menschen sich scheiden, in Denken und Wissen, als dort, wo sie eins sind: im wallenden Blut. Der öffentlichen Rede gibt das das äußere Stilkennzeichen eines ausgeprägten Leibtums. Frei aufgerichtet nach allen Seiten, fest und oft breitbeinig eingerammt auf die wohlgegründete dauernde Erde, und mit Lust an starker Gebärdung, so steht der neue Redner da. Er ist der äußerste Gegensatz zu dem alten Professoralen, der sich hinter ein schirmendes Rednerpult wie in eine Schanze einklammerte, um seinen Blätterstoß zu durchwühlen. Für das Lehren der Redekunst liegt damit vor aller Augen, was vor zwei Jahrzehnten noch als Blüffeinfall erschien: der schulbetrieblich von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Stufengang, der mit der „Erfindung“, mit dem Stoffsuchen anhub und über das Basteln am Gedankennetz zum ausarbeitenden Niederschreiben und dann zum Auswendiglernen und erst zu allerletzt zum greiflich klingenden Vortragen kam, ist rednerisch ein Unding. Er kann nur zu papiernen Erzeugnissen führen. Keimzelle der Redekunst ist das leibhaft tönende Vortragswort! Erst wer dies ganz körperlich fassen gelernt und an sich gelebt hat, findet - in umgekehrten Gang! - den rechten Weg, wie man sich sein Gebilde einprägen, in welcher echten Mündlichkeitssprache man es gießen, zu welcher Spannung man es aufbauen und sogar welche Gedanken man dafür gebrauchen oder nicht gebrauchen kann: Alles, um diese seine eigentliche Daseinsform, um den atmenden Rede Leib für den Redegeist zu erzeugen. Eine neue Sprachphilosophie aus dem „Biozentrum“ statt aus dem „Logozentrum“, aus dem Ausdruck statt aus der Mitteilung, aus den Tiefen der Ir-ratio statt aus der Fläche des Verstandes überwindet allenthalben jenes Aufklärungsdenken, das, nicht notwendig aus Wesen quellend und dafür sich mit Hirnglitzern dar-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

bietend, dem westlerischen Demokratismus und Marxismus zugrunde lag. Es ist die Rückkehr ins Ur des Wortes, in seine anfängliche, noch leibgebundene, blutdurchflossene, gefühl-durchwebte Gestalt - gegenüber der zivilisatorischen Ablösung, die auch beim Sprechen stets aus der Späte des Druckworts zu kommen scheint. Die Grundlage des Marxismus ist ein Buch in schlechtem Papierdeutsch, Hitler dagegen bleibt auch im Papier atmender Redner und schrieb erst und nur, als er am Reden verhindert war.

Freilich, das Unbewußte, das Elementarische, oder wie man es nennen will, allein ist noch nicht die ganze Redekunst. Denn dann wären Lehrgänge in ihr überhaupt überflüssig oder zögen sich auf die „Schulungs“-anweisung zusammen: brülle, so laut du kannst, auch im kleinsten Raum (Brüllen an sich als Wert, nämlich als eine - nur mit der Elle gemessene - Kraftentfaltung), und nach jedem dritten Satz haue auf den Tisch. Schließlich bliebe nur jenes „Zungenreden“, das das Geschrei der Bacchanten, die entrückten Laute der Pythia und manche religiöse Ekstase auch der frühen Christenheit machte. Wohl webt ein Etwas von diesem zauberhaft Bannenden im Grund alles Rednertums. alles Hohe, wenn es über uns kommt, füllt uns mit Rausch. Nicht nur das Hochbild des Schönen und des groß Gewollten sondern auch das strenge Antlitz der Wahrheit, wenn es in seiner herben Größe vor uns aufsteht, reißt uns, die wir zu seinem Dienste herben Größe vor uns aufsteht, reißt uns, die wir zu seinem Dienste gewürdigt sind, über uns selber hinweg: Hinaustreten-aus-sich, Ek-stasis, ein Schimmer von dieser Weihe weht aus jeder Rede eines ganzen, warmen Menschentums. Aber Hingabe, die sich nur tragen läßt, auch Wollung, die nur gesinnunggetrieben ist, gibt an sich noch keine Rede. Besonnenes Darüberblicken muß dazu kommen. Schon bei den künstlerischen Leistungen, die dem Rednerwort verwandt sind, beim Sprechen eines Gedichts oder beim Spielen einer Rolle, ist das leidenschaftliche Hingenommensein einerseits und das kritische Sichselbst-zuschaun, Sich-selbst-zügeln und -lenken andererseits zugleich da (wenn auch bei verschiedenen Künstlern in verschiedener Mischung). So kann auch in der Lebenshaltung überhaupt ein überhell gewordenes Geschlecht sich nach dem „Dumphen“, wie es der junge Goethe mit einem seiner bejahenden Lieblingsworte nannte, hinsehen: daher die - durch Philosophen dieser Zeitkräfte wie Klages seelenkundlich begründete - heutige Liebe zum vorge-schichtlichen Menschen und zu seinen unbefangenen Getriebenheiten. Doch wie vermöchten wir mit Haut und Haar in ihn zurückzuschlüpfen! Den Ausschweifungen, die hier aus den entbundenen Gewalten kommen können und die sich gerade an Sprache und Sprechen ablesen lassen, begegnet die politische Bewegung mit ihrem Soldatentum, mit der Bereitschaft, sich befehlen und führen zu lassen. Und die Redelehre würde sich selbst aufheben, wollte sie in

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

einseitig gefaßte „Vitalität“ zurück, um mit der Berständigkeit zugleich auch den Geist totzuschlagen. Eine ihrer Unterrichtsaufgaben ist es darum heute, auf dies Menschliche hinzuführen: Spannung zwischen Leben und Geist, das ist der Mensch. Höchstes Rednertum machen Worte, die wohl aus dem Letzten des Menschentums aufbrechen, aber selbst wenn sie sich bis zur Entrückung steigern, doch aus überschauender Besinnung gemeistert bleiben.

Das gilt vor allem für die Kunst des breiten Pinselanstrichs. Massenzeiten brauchen den Plakatstil. Doch er darf nicht ihr einziger sein. „Seit Jahrtausenden die tiefste Wende“, „grandios“, „gigantisch“ - der Geschichtskenner weiß, daß jede Revolution, etwa auch die französische, sich an solchen Worten entzündet. Wenn er freilich daraus folgert: also nehme ich sie nicht ernst, so fällt er gerade ins Ungeschichtliche. Eben wer geschichtlich denkt, begreift: jeder Umbruch braucht große Worte, und jeder siegt nur mit großen Worten. Doch wenn er gesiegt hat, muß eine Stilerziehung - wahrlich nicht flau machen, doch zu der inneren Steigerung führen, die in der Erkenntnis liegt: dauernde Höchstformen (Superlative) nützen sich ab, dagegen die Grundstufe, die ungesteigerte Einfachheit des Worts, wenn sie mit kraftvoller Sicherheit gesetzt wird, fällt am tiefsten in die Seele und haftet am dauerndsten. Auch starke Worte aber werden kein Leerlauf, solange sie federn in der Spannung der Tat.

Denn das ergibt das Zweite, und es ist das größte Erlebnis der neuen Zeit, und zugleich rednerisch entscheidend: alles, was bisher nur im Betrachten hinging, am Feststellen und allenfalls im Mitteilen des Festgestellten - und wieviel deutsches Reden hatte diese „akademische“ Haltung -, ist zu handelndem Vorwärts aufgerufen. Wer hier nicht mittut, hat keinen Teil an seiner Gegenwart und kann sich nur seitab verzehren.

Damit ist ein Grundantrieb der Redekunst gewonnen. Reden heißt nicht wissen und nicht beweisen; reden heißt wollen. Es heißt nicht nach Wahrheit tasten, sondern Wahrheit bekennen, und Wahrheit wirksam machen. Wahrheit, soweit sie zur Tat nötig ist, ist da; Antwort, soweit ich sie zum Handeln brauche, wird nicht mehr erfragt, sie wird nur noch verkündet. Die Verlagerung des alten „problematisch“-grüblerischen Deutschen ins (ebenso deutsche) freudige Zupacken ergibt wortmäÙig das willengeladene Werben, das unermüdliche Wiederholen, das einhämmernde Mitfortreißen. Der Ton schmiegeigen Verhandlens, dessen Ziehmutter Geschäftsordnungsmache hieß und dessen stete Sorglichkeit auf das Offenhalten von Mittelweg und Ausgleich gerichtet war, ist verklungen, seit Staat nicht mehr Parlament bedeutet (von parler = sprechen, hin und her). Der neue Staat ist eine Befehlsordnung. Wenn an die Stelle der Parteien Gefolgschaften treten, an die Stelle entwickelter Programme der Erlaß und an die Stelle von Versammlungen Lager und Aufmärsche, so umschließen diese neuen Formen des <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Gemeinschaftslebens doch nichts weniger als bloße Verordnungen eines Behördenstaates, mit dem Gängelnd, in dem für Rede kein Raum mehr wäre. „Reaktion“ sind sie nur im Sinne des „Fortschritts“, als der immer wendigeren Wortflüssigkeit einer Demokratie; aber wenn „Demokratie“ nur hieße, was es heißt: das ganze Volk sei der Träger - das geführte wohl, doch mündig geführt, nicht stumm getrieben -, dann stellt das demokratisch gesprochene Wort noch immer eine Macht, ja es stellt erst recht eine Macht dar. Als Wesenswort, gegenüber verhallendem Schwatz! So sind die Führer des neuen Deutschland zugleich herausgehobene Redner, nicht nur personhaft nebenbei, sondern sachlich notwendig.

Wann hätten wir zuvor ein „Propagandaministerium“ gehabt, ein Ministerium für Redekunst! Ist auch sein Name weder schön noch zweckmäßig - eine ausdrückliche Stelle gibt die Lösungsworte aus, deren wir früher so ratlos ermangelten, im inneren Aufbau (z. B. ein „Auch deine Hand dem Handwerk“), wie nach außen. Was das bitterste Erleben des Weltkrieges war, die Verkennung deutschen Wesens, so sehr sie aus Böswilligkeit und bewußter Absicht floß: in diesem Ausmaß überhaupt möglich war sie doch nur, weil uns das Wort zu wenig galt, das Werbewort, im deutschen Sinn nicht gegen die Wirklichkeit, noch neben ihr, doch als Ausdruck der Wirklichkeit. Es ist das Vermögen, sich auszuströmen als der, der man ist. Liegen die Werte des Deutschen mehr nach innen als die des Angelsachsen und erst recht des Franzosen, so braucht er doch darum nicht dauernd der in sich selbst eingewickelte und darum in Europa und der Welt unbekannteste Mensch zu sein. Auch ihm ist das Wort gegeben, das auswirkende und ausstrahlende. So ist Deutschland zur redenden Nation geworden, und das empfindet man vom Ausland und Auslandsdeutschum her vielleicht noch deutlicher als bei uns selber.

Die Möglichkeit klingender Verbreitung geben Lautsprecher und Rundfunk, die just zur rechten Zeit auf ihre technische Höhe kamen. In diesem Zusammentreffen mag man so wenig bloßen Zufall sehen wie in dem Gegenbild vor vierhundert Jahren, in der Gleichzeitigkeit und Wechselwirkung von Reformation und Buchdruckerkunst. Beidemale verstärkt der aufgetane Weg ins ungeahnte Weite die dritte der Stileigentümlichkeiten: es ist die, die sich besonders auf Volkswiderhall richtet. „Wenn ich allhier predige“, sagt Luther, „sehe ich nicht an die Doctores und Magistros, die in die vierzig drinne sind, sondern den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, deren in die hundert und tausend da sind; denen predige ich, nach denselben richte ich mich, die bedürfen es.“ So hat auch die nationalsozialistische Rede oft bewußt darauf verzichtet, die Sprache der Gebildeten zu reden, und nicht gefragt, ob sie den „Schriftgelehrten“ gefiel. Der Unterschied von damals ist nur, daß Volkhaftigkeit in der Spra-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

che heute nicht mehr so selbstverständlich bereit liegt wie im Ausgang des Mittelalters; Geschlechter der Spracherschaffung, der Verderbnis von oben, durch Humanisterei, Französelei und blutferne Verpapierung, haben die Volkskraft des Wortes zu etwas gemacht, das erst wieder errungen werden muß. Hier vor allem hat Erziehung einzusetzen, um unserer großen Volkserneuerung aus einer Sprache herauszuhelfen, von der sie zuweilen noch Nachklänge mitführt, ohne es zu wissen oder gar zu wollen. Von der überfremdeten, entleerten Allerweltslässigkeit des 19. Jahrhunderts müssen wir hinüber zu dem, was der Nationalsozialismus selbst meint und ist: zum deutsch-volkhaften Ursprünglichkeitswort.

Es für die Rede zu gewinnen, bedürfen wir einer Schulung, die nicht nur Rede ist. Bloßes Sprechen ist zu locker und rasch, um Zeit für das wägende Aufmerken zu finden, das bei der schlimmen Lage eines noch immer gängigen Tagesstils vorläufig oft noch unentbehrlich bleibt. Auch dauernd ist die Schule der höchsten Rede, der geformtesten, nicht die Rede. Das muß man immer wieder namentlich den Anfängern sagen, die meinen, durch Steigerung der bloßen Gesprächsgewandtheit ins eigentliche Rednertum hinaufgelangen zu können. Die Schule der höchsten Rede ist das Schreiben. Sprache, die das vergißt, verludert. Reden lernt sich nicht durch Reden, es lernt sich durch Schreiben. Viel schreiben, nicht Vieles, aber sorglich und mit der peinlichen Unzufriedenheit, der nur das höchste Genüge tut - nur so machen wir fruchtbar, was die neue Rede will: durch kraftlose „Bildung“ und durch das Künstliche und Zaghafte, das mit ihr über all unsere Äußerungen gelegt wurde, hindurchzugreifen, um zu einem Naturtum zu kommen, für das es beim sogenannten Gebildeten oft nicht mehr „langt“. Das menschlich Gerade soll wieder gelten, sei es auch zupackend und verzärtelten Ohren noch ungewohnt. Es soll aber nicht zusammenfallen mit jenem Auftrumpfen, das der Propagandaminister selbst in den „Unarten der Revolution“ verspottete: „Hat man einen sauberen und einen schmutzigen Kragen, dann bindet man den schmutzigen um, um damit seinem Haß gegen die verfluchte Bürgerlichkeit demonstrativ Ausdruck zu geben. Wer einen guten und einen schlechten Anzug besitzt, der zieht, vornehmlich bei festlichen Gelegenheiten, den schlechten an; denn damit zeigt er der staunenden Mitwelt, wie revolutionär seine Gesinnung ist.“ Was im guten Sinn als „rauh“ auf die Nerven fällt, ist der Wunsch, durch die Schranke der Stände, wie nötig sie bleiben, das Unmittelbare wieder in Wirkkraft zu setzen. Der „einfache Mann“ hat wieder ein Recht, in einer Weise, wie die Herrschaft des Marxismus ihn nicht herauszustellen vermocht hat; denn bei ihr war er zu sehr nur etwas Soziales gewesen, etwas Wirtschaftliches, etwas in allen Völkern Gleiches und den Bildungsbourgeois trotz alles Hasses mit geheimer Sehnsucht Abklatschendes. Die neue Einfalt will aus tieferer Schichtung

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

kommen. Sie gehört zu jener neuen Art Mensch, deren Vortreten wir als Befreiung empfinden: es ist der Mensch, der gegenüber verdünnter Geistigkeit wieder mehr Natur und gegenüber dem „Fortschritt“ mehr Ursprünglichkeit und Schöpfungsnähe ist. Daß eben er erst recht der schulenden Zucht bedarf, und gerade mehr als der zivilisatorisch Geschmiegelte, an dem es - außer seinen losgelassenen Trieben - eine zu bändigende Wesenstiefe überhaupt nicht gab, liegt in der Richtung nationalsozialistischer Erziehung.

Deutsche Kultur, von Haus aus stets mehr eine Kultur des Gehalts als der Form, jedenfalls Formen ablehnend, die, von außen angelegt, das Sprachgebilde zu starr machen, ist wieder einmal aufgerufen, ihre deutsche Form zu suchen. Es ist die, die aus Inhalt wächst, jedesmal neu, jedesmal anders. Mehr als das Schöne, das Zusammenstimmen von Regeln, gilt uns das Echte, das von innen her Bildende, das Durchseelte. Ist uns Redekunst, die bloß von der Wirkung ausgeht, etwas Flaches und Fremdes, und spricht unser Bestes unmittelbar, um seiner selbst willen - wie Meister Eckhart sagt: „wäret ihr nicht da gewesen, ich hätte diesen Opferstock predigen müssen“ -, so kommt darum Form doch nicht von selbst. Das ist deutscher Irrtum. Auch so will sie gelernt sein. Körperlich zunächst ist der Leib der Sprache geschmeidig zu machen, in Stimme, Klang und Vortrag zum willigen Diener des Geistes. Und dann ist der ganze Vorgang zu fassen: wenn einer vor Hunderten steht und sie leiten will durch den Hauch seines Mundes - was da geschieht oder geschehen sollte, psychologisch, massenpsychologisch, pädagogisch -, von all dem weiß der Deutsche oft noch immer nicht genug. In dem Biedermannsglauben, das volle Herz finde von selber den rechten Weg, tappt er oft ahnungslos in verwickelte innere Verflechtungen. Wenn er versuchte, sich eine Rhetorik zu formen in deutscher Weise: wie Rede sich aufbaun und gliedern, beginnen und schließen soll, was sie verschweigt und dreimal betont, und wie sie in jedem Augenblicke den Hörer sucht als ihren Stoff wie der Bildhauer den Marmor, so brauchte er darum noch nicht seinem Grundsatz untreu zu werden, daß Sprache und Sache sich nicht zurechtstutzen. Sie sollen auch nicht einsiedelndes Selbstgespräch bleiben - die stete deutsche Gefahr. Gemeinschaft suchen, wenn auch nicht Gesellschaft; nicht die Vielen, doch in den Vielen das Eine.

Wir brauchen darum nicht gleich eine Redner-Akademie. Solch Betrieb bleibt uns artfremd. Deutsche Redekunst entsteht nie durch ein Schielen nach dem Nachbar, womöglich nur um sich zu weiden, daß ich's schöner mache als er; sie wächst im Ringen der Persönlichkeit mit ihrer Sache und mit sich selbst. Aber Jedem in den Bildungsgang das rednerische Wortgestalten einzuflechten, ist möglich und nötig, in steigenden Aufgaben mit der steigenden Herrschaft über die Dinge. Selbst von den Fechterstößen parlamentarischer Streitkünste könnten

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

wir noch lernen, zumal wenn wir im guten Gefühl unseres Rechthabens zu gern ausweichen vor dem Rechtbehalten, wegen der mancherlei Unreinlichkeit, die dabei laut wird. Hat doch gerade der Nationalsozialismus die rednerischen Kampfmittel seit je mit der kennerischen Sicherheit eingesetzt, die in Tausenden von Schlachtabenden errungen wurde. Doch auch die durchtriebene Kriegskunst kommt ihm, wie der Mut zur ungebrochen Ursprünglichkeit, aus seiner gläubigen Zuversicht.

Denn was hinter aller Schulung den Redner macht, ist dies, daß er etwas vom Propheten habe, im Sinne des An-sagers, der innen ein Gesicht hat und der die Schau einer Wahrheit nun in Worte zu übersetzen sucht. Eben dies trägt der Redner des Dritten Reiches in sich. Sein Rednertum lebt von einem Wesensbesitz, der letztlich unwortbar in der Tiefe ruht und in immer neuen Anstößen sich zu ge-worten, sich kundzutun sucht. Ein bloßes Wieder-abrollenlassen verstandhaft gewußter Vorstellungsreihen ist noch nicht Rede. Nur das packt die Menschen, aus dem ein im Quell Unableitbares vortönt - während Worte aus zweiter Hand, seien sie noch so tatsachenklug und geschmacksgefügt, letztlich tot bleiben. Sie sind bloß Erzeugnisse und zeugen nicht selbst. Etwas vorher und ein für alle mal Fertiggemachtes lediglich hinlegen ist nicht Rede; Rede ist ein Strömen, davon man spürt: hier ist Unerschöpfbares. Dieser Mann könnte sich nie zu Ende offenbaren, denn was er gibt, sind Proben und einem Etwas das mehr ist als er selber! Der Liberalistische lebte und redete nur aus sich. Den Volksredner großen Stils aber macht es, wieviele hinter ihm stehen und aus ihm reden. Nicht nur zahlenmäßig, als ein Neunzig oder auch als ein Hundert vom Hundert der Volksgenossen, sondern mehr: als die Volkheit. Der aus sich redet, ist Lügenprophet; durch dessen Mund die Gottheit kündigt, und der dann für seinen Gott eifert, nur der ist echt.

Mit jedem Umschwung kommt ein ganz anderer Mensch empor. Eine Gattung, die bislang verfehmt war, wird mit einem Mal führend, und umgekehrt münden Eigenschaften, mit denen man soeben noch in leitende Stellen gelangte, jetzt in Gefängnis oder Sammellager. So scheint das Volk schlechtweg sein Gesicht im ganzen verändert zu haben. Denn die jeweils Voranschreitenden reißen die Masse mit: dieselbe Kompanie, die noch kürzlich unter einem vorbildlichen Hauptmann eine vorbildliche Truppe am Feind war, wird unter einem randalierenden Soldatenrat ein aufgelöster Haufen; es braucht aber nur wieder ein Hauptmann vor sie zu treten, so steht sie wieder als Kompanie da. Das deutsche Volk in seiner Aufgewühltheit durch den Weltkrieg hat in einer Spanne von nur anderthalb Jahrzehnten solche Wandlungen zweimal erlebt.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerLehrgaenge.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Möge das neue Rednertum, das ihm nun Führende vorleben, allen zu eigen werden! Ein Rednertum, in dem der Gegensatz von Wort und Tat gegenstandslos wird, denn seine Worte sind Taten - wie Jean Paul von Luther sagt: „Luthers Prosa ist eine halbe Schlacht, wenige Taten gleichen seinen Worten“! Es sind Worte, die sich nicht ablösen lassen von dem, der sie spricht; sie sind er selbst, in seinem restlosen Einsatz vom Kopf bis zu den Fußspitzen. Alenthalb leben dazu Wille und Ansatz. Damit sie zu wirklichem Können reisen, sollen berufene Lehrmeister erkennen, daß die Frage ihrer Lehrgänge heute neu gestellt ist, aus neuem Grund her, und aus tiefem und fruchtbarem. Mögen sie der Größe ihrer Aufgabe würdig sein, um in leidenschaftlicher Liebe zum deutschen Menschen ihm sein beweglichstes Antlitz, das sprachliche, formen zu helfen: auf daß es - endlich - werde, was es ist!